

## **Widerspruchsdenken und erwägendes Denken – persönliche Erfahrungen und Erwartungen**

von Georg Quaas (Leipzig, im Juni 2007)

ENTWURF eines VORAB-BEITRAGES zur PADERBORNER KONFERENZ am 6./7. Juli 2007 ausgerichtet von der Zeitschrift ERWÄGEN/ WISSEN/ ETHIK

„Widerspruchsdenken“ oder gar „Dialektik“ sind derart schillernde Begriffe, dass vorab eine Präzisierung angebracht ist. Um nicht in den Sumpf einer allgemeinen Erörterung zu geraten, möchte ich mich sofort auf den hochschulpädagogischen Prozess beziehen und unter diesem Gesichtspunkt die Methode, logische (!) Widersprüche in und zwischen den Beiträgen der Seminarteilnehmer (mit männlichen grammatikalischen Formen meine ich selbstverständlich auch weibliche Personen, hier also sowohl die weiblichen als auch männlichen Studierenden und Lehrenden) nachzuweisen und wenn möglich zu lösen, „Dialektik“ nennen. Ich persönlich habe mir diese Methode in den 8 Jahren meiner Tätigkeit als Lehrer für Philosophie (1978-1986) zu eigen gemacht. In den 90er Jahren stellte sich mir die Frage, ob sie auf dem Gebiet der Politischen Theorie ebenfalls anwendbar ist. Momentan versuche ich, diese Methode in meiner Lehre zu wirtschaftswissenschaftlichen Themen anzuwenden. Ursprünglich sicherlich inspiriert durch die Hegelsche und Marxsche Dialektik, besteht in sachlicher Hinsicht wohl eher Ähnlichkeit mit den Methoden anderer Philosophen. Beliebte man es beispielsweise beim Nachweis von Widersprüchen in der Rede der anderen, so könnte man die Methode „sokratisch“ nennen. Für werdende Philosophen mag die sokratische Methode ausreichen, ihnen grundlegende professionelle Fähigkeiten zu vermitteln, in anderen, nicht-philosophischen Disziplinen steht man dagegen vor der Notwendigkeit, die nachgewiesenen Widersprüche in dem Sinne aufzulösen, dass man umfassenderes, konkreteres Wissen an ihre Stelle setzt. In diesem Sinne ist das, was ich oben „Dialektik“ genannt habe, wohl eher identisch mit Poppers Definition eines (möglicherweise nur vermeintlichen) Problems und der Empfehlung, es zu lösen. Den Terminus „kritisch-rationalistisch“ möchte ich jedoch vermeiden, weil damit der übergreifende Aspekt bezeichnet wird, jede Problemlösung als einen Versuch zu betrachten, der sich irgendwann als Irrtum herausstellen kann, während es mir um einen anderen Aspekt geht, der besser mit der Bezeichnung „Dialektik“ erfasst wird: Die psychologische Tatsache nämlich, dass wir es mit Widersprüchen in unserem vermeintlichen Wissen nicht lange aushalten können, und dass diese Tatsache sich pädagogisch nutzen lässt.

Ich möchte nun keineswegs behaupten, dass Dialektik eine Alternative zum erwägungsorientierten Vorgehen ist. Ich bin im Gegenteil sogar überzeugt davon, dass es sich um kompatible Methoden handelt, die sich ergänzen können.

Trotzdem gibt es Unterschiede zwischen beiden Vorgehensweisen, die pädagogisch relevant sind.

(i) Wenn es mit Hilfe einer dialektischen Vorgehensweise gelungen ist, einen Widerspruch in den Äußerungen der Diskussionsteilnehmer nachzuweisen, dann provoziert das nach aller Erfahrung zum Weiterdenken und Weiterdiskutieren. Warum wir Menschen es mit einem offenbar gewordenen Widerspruch nicht aushalten können, hat wohl letztlich pragmatische Gründe, die Popper in seiner Kritik der Dialektik bereits genannt hat.<sup>1</sup> Ich möchte diese Gründe so zusammenfassen: Handeln erfordert eine eindeutige Orientierung durch das, was wir als unser Wissen anerkennen.

Vergleichen wir diese Eigenschaft der dialektischen (sokratischen) Methode mit der Methode des Erwägens von Alternativen! Wenn wir als Pädagogen eine wirkliche oder vermeintliche Alternative zu dem, was bereits gewusst wird, aufgezeigt haben und versuchen, sie in den Horizont der anderen Seminarteilnehmer zu integrieren, so provoziert das erfahrungsgemäß – nichts. Genauer gesagt, provoziert es (i) jedenfalls keinen Schub zur theoretischen Aneignung der Alternativen, sondern (ii) mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Ablehnung dieses Ansinnens. Warum? Meines Erachtens, weil wir alle sehr gut damit zu leben gelernt haben, dass es stets alternative (Experten-) Meinungen gibt. In der Regel reicht es, wenn wir die dahinter stehenden Interessen einbeziehen, um unsere kognitive Harmonie wieder herzustellen und in dem bereits bekannten Wissensbestand zu verharren.

Werner Loh hat die Problemlage des Erwägens in Bezug auf menschliches Entscheiden in 5 Punkten dargestellt. Die Beschreibung beginnt mit folgendem Satz: „Angenommen, jemand wolle von A nach B und habe unter den möglichen Wegen  $(a_1, a_2, \dots, a_n)$  auszuwählen.“<sup>2</sup> Die hier unterstellte Notwendigkeit, unter verschiedenen Möglichkeiten auszuwählen, ist jedoch nicht die Standardsituation, in der man Studierende vorfindet. Wenn sie in meinem Seminar saßen, hatten sie bereits gewählt und wollten diese Wahl und andere Vorentscheidungen bestätigt und nicht infrage gestellt bekommen.

Der aus meiner Sicht entscheidende Unterschied besteht also darin, dass das Erwägen ohne wirkliche Not(-wendigkeit) geschieht. Während die (sokratische) dialektische Methode auf den Nachweis eines Nicht-Wissens aus ist und damit das Bedürfnis erzeugt, eine kognitive Leerstelle auszufüllen, setzt das Erwägen bei einem Zustand an, der für sich genommen völlig zufriedenstellend sein kann: Man hat eine Position verstanden, findet sie plausibel und identifiziert sich damit; nun wird man überflüssigerweise, so scheint es, aufgefordert, auch noch andere Positionen zur Kenntnis zu nehmen und womöglich noch umfassend mit der eigenen zu vergleichen. Als Pädagoge vermisse ich also an der Erwägungsmethode die Triebkraft, mit deren Hilfe Denkrägheit überwunden

---

<sup>1</sup> K. R. Popper: Was ist Dialektik? In: Kritischer Rationalismus und Sozialdemokratie. Berlin/ Bonn/ Bad-Godesberg 1975.

<sup>2</sup> W. Loh: Erwägende Vernunft. In: Frank Benseler/Bettina Blanck/Rainer Greshoff/Werner Loh (Hrsg.): Alternativer Umgang mit Alternativen. Opladen 1994. S.196.

werden kann. Das Bedürfnis, in klar strukturierten Schemata zu denken, könnte eine sein, ist nach meiner Erfahrung aber auch nicht besonders stark entwickelt. Folglich war ich von vornherein der Überzeugung, dass die Erwägungsmethode nicht ohne Ergänzung durch andere Methoden auskommt, wobei für mich dabei in erster Linie die Dialektik in Frage kam.

Sicherlich gibt es neben der Dialektik noch andere Möglichkeiten, um dem Erwägen Leben einzuhauchen. Beispielsweise lassen sich Studierende moralisch motivieren, die Argumente der anderen ernst zu nehmen; ob sie dann im Berufsleben eine solche Motivation aufrecht erhalten können, darf bezweifelt werden. Auch das Bedürfnis, in kombinatorischen Schemata zu denken, Puzzle-Effekte zu produzieren und zu lösen,<sup>3</sup> dürfte für den „Normalwissenschaftler“ (im Sinne Thomas S. Kuhns) eine intrinsische Motivation sein, aber wie steht es für erst werdende Wissenschaftler? Meine These ist also die: Erwägen als pädagogische Methode erfordert, einen Impuls sozusagen von außen einzubringen, der die Teilnehmerinnen dazu bringt, ihre pragmatisch eingeübten Verhaltensweise des Abfindens und Ignorierens von Alternativen zu überwinden und in dem Sinne eine theoretische Perspektive einzunehmen, dass sie zunächst alle bekannten Alternativen gleichermaßen anerkennen und bereit sind, sie zu analysieren und untereinander zu vergleichen, um erst im Anschluss des Erwägens einen Standpunkt zu beziehen.

(ii) Ein weiterer Punkt, bei dem Dialektik und Erwägung unterschiedliche Orientierungen implizieren, besteht in folgendem: Die Dialektik, so wie sie oben definiert wurde, beschränkt sich nicht auf den Nachweis von Widersprüchen (= der sokratische Teil), sondern orientiert auf Lösung der nachgewiesenen Widersprüche. In einem Seminar erfordert das, auf frühere Rede- oder Lese-Beiträge zurückzugreifen, Zusammenhänge herzustellen, Entscheidung über Begrifflichkeiten zu ändern oder überhaupt erst herbeizuführen, das Hinzuziehen weiterer Informationen - entweder durch Instrumentalisierung des Dozenten zum Antwortautomaten oder durch Anregung des Selbststudiums. Die Lösung nachgewiesener Widersprüche bedeutet in concreto, sich entweder einer der angebotenen Alternativen anzuschließen (evt. mit einer Modifikation) oder eine neue Alternative aufzubauen (was in Seminaren sehr schwierig ist). Anders gesagt: Am Ende der idealtypisch realisierten Dialektik stehen die Alternativen nicht mehr gleichberechtigt nebeneinander. Die kognitive Harmonie ist durch die Annahme einer (evt. erst produzierten) Alternative wieder hergestellt worden. Zwar kann dieses Ergebnis bei einem gelungenen Erwägungsprozess auch zustande kommen, darauf scheint er mir aber, wenn ich mir die bisherigen Resultate anschau, gar nicht angelegt zu sein! Dabei beziehe ich mich in erster Linie auf das Schema These-Kritik-Replik, so wie es in der Zeitschrift realisiert worden ist. Um eine Synthese der erwogenen Alternativen wenigstens

---

<sup>3</sup> W. Loh: Kombinatorische Systemtheorie: Evolution, Geschichte und logisch-mathematischer Grundlagenstreit. Frankfurt a.M. 1980. 104.

tendenziell herzustellen, wäre die unbeschränkte Fortsetzung der Diskussion erforderlich. Deshalb ist für mich das Aufgreifen und die Fortsetzung der in EWE begonnenen Diskussionen beispielsweise im Internet keine technische Frage, sondern eine prinzipielle Form der Lösung des Problems des letztlich in jeder Zeitschrift pragmatisch erforderlichen Diskussions- und Erwägungsabbruchs.

(iii) In einem weiteren, nicht unwesentlichen Punkt kann das Erwägen als eine Ergänzung der Dialektik angesehen werden. Sind wir im Seminar erst einmal so weit gekommen, alternative Positionen minutiös aufeinander zu beziehen und zu vergleichen, dann stoßen wir sofort auf Widersprüche, die gelöst werden müssen. Nach meiner Erfahrung sind das dann auch die Stellen, an denen die Diskussion in Fahrt kommt. Hier beginnt das Vergleichen und Systematisieren den Teilnehmern Spaß zu machen. Der Verstand darf sich mit Hilfe der Kategorien des „insofern“, „sowohl als auch“ und „entweder oder“ austoben, indem die verschiedenen Positionen in Schemata gepackt, differenziert und verglichen werden, indem Lücken aufgedeckt und eventuell gefüllt werden – kurz: indem eine Art Wissenssystem aufgebaut wird. Das ist es, was am Ende eines wahrscheinlich mehrere Jahre umfassenden Prozesses als „WiKi“ präsentiert werden kann – realisiert durch das Erwägen und die Studienarbeit mehrerer Studenten- und Dozentengenerationen.

(iv) Das WiKi (alternativ eine chaotische Datenbank, evt. in HTML-Format) ist das adäquate Format, um die (Zwischen-) Resultate eines Erwägungsprozesses darzustellen. Das möchte ich hier postulieren, obwohl es auch uns in Leipzig noch nicht gelungen ist, alle damit in Zusammenhang stehenden technischen und inhaltlichen Probleme zu lösen. Einiges lässt sich aber zur Begründung sagen: (a) Der Erwägungsprozess ist unendlich. Nur ein Medium, das den ständigen An- und Umbau erlaubt, wird dem gerecht. (b) Wissen – ob nun „vermeintlich“ oder nicht - ist ein Rhizom, dass besser mit einer chaotischen als einer linearen oder zweidimensional-kombinatorischen Datenbankstruktur abgebildet werden kann. Chaotisch heißt hier: Jedes Element muss mit jedem anderen verbunden werden können. Die jedem bekannte Tabelle dagegen lässt maximal 4 Schnittstellen zu – das mag ein Grund dafür sein, weshalb es sich stets als schwierig und zeitraubend erweist, Zwischenresultate der Diskussion in ein Schema einzuordnen. (c) Ganz gleich ob das Erwägen kognitive oder normative Inhalte hat, es sollte intersubjektiv überprüfbar sein. Diese elementare Forderung wissenschaftlicher Objektivität darf nicht in Vergessenheit geraten, wenn man das höhere Ziel einer umfassenden Bestandsaufnahme des vorhandenen Wissens vornimmt. Die Dokumentation des Erwägens in kleinen Zirkeln und auf dem Internet ermöglicht die Überprüfung durch diejenigen, die sonst immer nur latent im Spiel sind: die Autoren der Hauptartikel und ihre Kritiker – so sie noch am Leben sind.

(v) Als mich 1984 William Outhwaite auf den Transzendentalen Realismus hinwies, sah ich darin die Lösung einer Reihe von philosophischen Problemen, die sich durch die Konfrontation dialektisch-materialistischen Denkens mit der modernen Wissenschaftstheorie ergaben. Der TR ermöglichte es, den von Thomas S. Kuhn propagierten Fakt der Theoriebeladenheit aller Erfahrung zu akzeptieren, ohne in extrem relativistische Positionen zu verfallen.<sup>4</sup> Die Folge, dass der Wissenschaftlergemeinschaft ein und derselbe Gegenstand unter verschiedenen Beschreibungen gegeben sein kann, warf ein völlig neues Licht auf die vor allem in den Sozialwissenschaften vorherrschende Theorienvielfalt. 1988 forderte mich Rainer Greshoff auf, Beiratsmitglied der Zeitschrift „Ethik und Sozialwissenschaften“ zu werden, die damals noch in den Windeln lag, aber schon versprach, Theorienpluralität durch ein Erwägungskonzept umzusetzen, zumindest publizistisch. Wenn ein paar Jahre später erneut ein Impuls von dieser Zeitschrift ausging, das Erwägen nun auch im alltäglichen Lehrbetrieb umzusetzen, so habe ich das – auf dem skizzierten persönlichen Hintergrund wird man das verstehen - von vornherein als Versuch einer weiteren Demokratisierung der Wissenschaft verstanden. Aus meiner Sicht muss es bei der Reform des bundesrepublikanischen Hochschulwesens, das mit allen seinen Vorzügen und Nachteilen zunächst einmal dem Osten übergestülpt wurde, auch darum gehen, die vom Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil vom 29. Mai 1973 betonte Auffassung, dass Studenten keine bloßen Objekte der Wissensvermittlung sind, in der pädagogischen Praxis umzusetzen, eine Praxis, in der sie oftmals schlechter als Schüler behandelt werden, wenn beispielsweise die Notwendigkeit pädagogischer Konzepte im Bereich der Erwachsenenbildung ignoriert und der Nürnberger Trichter und das kalte Wasser eines unrealisierbar hohen „Workloads“ für einen Ausdruck der „höheren Qualität“ universitärer Bildung gehalten werden. Schon die traditionelle Einrichtung von Seminarräumen stellt auf den Frontalunterricht ab, der in der Schule schon längst als ungeeignet erkannt worden ist. Podiumsgespräche dagegen ersetzen formal das im Vorlesenden verkörperte Meinungsmonopol durch eine Oligarchie von vermeintlichen Experten, denen das größtenteils zum Schweigen verurteilte Publikum gegenüber sitzt. Wer jedoch in einer Diskussionsrunde Experte und wer Laie ist, zeigt sich erfahrungsgemäß erst im Verlauf der Diskussion. Bettina Blanck stellte 1994 die Frage, welche sozialen Verhältnisse Erwägen behindern und antwortete: „Überall dort, so scheint mir, wo Befehle übermittelt, Anweisungen befolgt, *Wissen autoritätsgebunden übernommen* (Hervorhebung von mir – G.Q.), weiterhin überhaupt Gehorsam gefordert wird, wird das Erwägen als Grundlage eigenen begründeten Entscheidens entweder behindert oder gar als unzulässig erachtet.“<sup>5</sup>

<sup>4</sup> William Outhwaite: Toward a realist perspective. In: G. Morgan: Beyond Method Strategies for Social Research. Sage 1983, S. 324 ff.

<sup>5</sup> B. Blanck: Zum Konzept von Erwägungsforschungen für ‚nicht-patriarchale‘ Wissenschaften. In: Frank Benseler/Bettina Blanck/Rainer Greshoff/Werner Loh (Hrsg.): Alternativer Umgang mit Alternativen. Opladen 1994. S.61. – Dass autoritative Haltungen kein einseitig zu verortendes Genderproblem sind, zeigt nicht nur die alltägliche Erfahrung im Wissenschaftsbetrieb, sondern wird von Bettina Blanck an derselben Stelle betont.

In den Leipziger Erwägungsseminaren nehmen wir die Mühe auf uns, als erstes die Sitzordnung einem runden Tisch anzunähern. Nach dem Startschuss durch einen der Dozenten wird für die nächsten 90 Minuten die sonst beachtete Regel der Worterteilung und der autoritativen Lenkung der Diskussion außer Kraft gesetzt, ohne dass bislang auch nur einmal die Gefahr aufkam, dass die Diskussion im Chaos versinkt. Eine solche anti-autoritäre Struktur darf allerdings nicht mit Regellosigkeit verwechselt werden. Auch in einer Demokratie werden die Regeln bekanntlich autoritativ installiert. Ein demokratisch organisiertes Seminar muss sich in ein letztlich expertokratisch organisiertes Universitätssystem einfügen. Unterschiedliche Wissensbestände und Fähigkeiten der Seminarteilnehmer produzieren momentane oder dauerhafte Führungszustände, die autoritären Strukturen zwar ähnlich sind, aber durch sich aktiv bewährende Kompetenz zustande kommen. Dass dabei stets die Studenten den Kürzeren ziehen, ist bei einer offenen Diskussion keineswegs von vornherein ausgemacht.